Werk

Titel: Die soziale Lage der deutschen Orchestermusiker : [II]

Autor: Marsop, Paul

Ort: Berlin ; Leipzig

Jahr: 1905

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?84623971X_004_03_15|LOG_0026

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

DIE SOZIALE LAGE DER DEUTSCHEN ORCHESTERMUSIKER

von Paul Marsop-München

III.

Enorm gesteigerte Ansprüche an die Leistungsfähigkeit auf der einen Seite — auf der anderen eine kümmerliche, neuerdings im Durchschnitt um ein Geringes gestiegene, doch nach wie vor völlig unzureichende Entlohnung, die demgemäss weder mit jenen erhöhten Anforderungen, noch mit der allgemeinen starken Verteuerung aller Lebensbedürfnisse auch nur ganz obenhin im Einklang steht: das ist die Signatur der unhaltbaren Lage der Orchestermusiker.

Fast alle grösseren und mittleren deutschen Orchestervereinigungen haben seit Jahren an die ihnen vorgesetzten Stellen Petitionen gerichtet, in denen nicht sowohl ein wirklich gerechter Ausgleich zwischen Leistung und Entgelt, als vielmehr nur eine mässige, eine anständig bescheidene Lebensführung eben gerade ermöglichende Aufbesserung der Gehaltsver-

---

Anmerkung. Allen, die mich durch Zusendung von Material unterstützten: den Behörden, den ausübenden Künstlern, den werten Kollegen sage ich herzlichen Dank! Viel gutes Vertrauen ist mir zuteil geworden: ich habe mich bestrebt, es zu rechtfertigen, so gut ich es vermochte. — Auf einen Hagel von Angriffen, Quasi-Berichtigungen, Rechtfertigungen bin ich vorbereitet. Schon die Ankündigung meines Vorhabens hat meine Sammlung von anonymen Schmähbriefen um einige Prachtexemplare bereichert. Für die Folge bemerke ich, dass mir die unfrankierten von dieser Gattung sympathischer sind als die frankierten. Wie ich denn auch einem ganzen Lausbuben vor einem halben den Vorzug gebe. In schicklicher Form gehaltenen Entgegnungen, die dem Herausgeber der „Musik“ oder mir zukommen sollten, werde ich in den letzthin für später angekündigten freien „Fortsetzungen“ Rechnung tragen. Sondererwiderungen auf einzelne Einsendungen zu bringen, ist leider unmöglich; mein verehrter Freund, Kapellmeister Schuster, muss sein Papier zu Rate halten, und ich habe nur ein Gehirn und nur eine Schreibhand. — Im übrigen wiederhole ich, dass Raumrücksichten mir hier eine selbst nur einigermassen erschöpfende Behandlung des Themas verbieten. Auch sehe ich mich bei der Überfülle des Stoffes gezwungen, Erörterungen über Pensionsverhältnisse, Witwen- und Waisenkassen für diesmal auszuscheiden, um diesen wichtigen Materien im Rahmen der Fortsetzungen ein eigenes Kapitel widmen zu können. P. M.

hältnisse angestrebt wurde. Das Herz krampft sich einem zusammen, wenn man in diesen Eingaben liest, wie echte und rechte Künstler einen Landtag, eine Behörde, eine preisliche, aus grossmächtigen Industriellen und Geldfürsten sich zusammensetzende Bühnenkommission anno domini 1901 oder 1903 „untertänigst“ um einige hundert Mark angehen, um mit den Ihrigen vor dem Hunger geschützt zu sein. Die Mitglieder des Hauptorchesters eines reichen mitteldeutschen Handelsemporiums ersuchen um eine Neuregelung ihrer Bezüge, die erforderlich sei, wenn sie nicht „der Gefahr ausgesetzt werden sollen, in Not zu geraten“. Im Gesuch eines vortrefflichen rheinischen Hoforchesters ist von einem „in dem grössten Teil der Familien vorhandenen Notstand“ die Rede. Ein der Direktion des Stadttheaters einer grossen, norddeutschen, mit vielen Millionären gesegneten Hafenstadt übermitteltes Aktenstück beginnt mit den Worten: „Wenn wir . . . Ihnen . . . heute die ergebenste Bitte ans Herz legen, unsere Verhältnisse einer Prüfung unterziehen . . . zu wollen, so ist es nur die bittere Not und die verzweifelte Lage der meisten unserer Mitglieder, die uns dazu treibt.“ Der Erfolg solcher Bemühungen war, alles in allem genommen, recht kläglich. Verlegenheitsauskünfte, rissige Pflasterstreifchen und kleine Beschwichtigungsmittel, Tropfen auf den heissen Stein: kaum nennenswerte Zulagen; da und dort, nach einer Periode aussergewöhnlich starker Kraftanspannung, eine nicht sehr ansehnliche, mit viel schönen Worten verbrämte Extragratifikation. Einige wenige Lichtblicke: das „goldene“ Mainz erwies sich auch als eine Stadt des goldenen Herzens; dem einsichtigen, tatkräftigen Oberbürgermeister Dr. Gassner gebührt in erster Linie das Verdienst, dort bemerkenswerte, in mancher Beziehung vorbildliche Reformen durchgesetzt zu haben. Ebenso wurden beispielsweise in Aachen, Freiburg, Essen a. Ruhr nach Massgabe der überhaupt flüssig zu machenden Mittel immerhin annehmbare Zustände geschaffen; in Leipzig, Köln und anderwärts bekundete man bei allerdings noch unzureichenden Reformmassregeln doch das richtige Verständnis für die Sachlage. Hingegen wäre es ein schweres Stück gewesen, die Verwünschungen zu zählen, die begreiflicherweise dem Hofrat Pollini in die Grube nachprasselten. Hat doch dieser Mann, der mit seinen sattsam bekannten Finanzkünsten aus dem seiner Leitung anvertrauten Institut Hunderttausende zog, bis an seinen letzten Lebenstag allen an ihn gerichteten Vorstellungen seines jammervoll besoldeten Orchesters gegenüber sich hartnäckig taub verhalten . . . Aus Braunschweig wird berichtet, dass die Gehälter der dortigen Hofkapelle von 1873 bis 1. Januar 1905, der den Musikern endlich wieder eine gelinde Aufbesserung brachte, nur ein einzigesmal eine minimale Erhöhung erfuhren . . . Über die Zulagen, die dem koburg-gothaischen Hoforchester während des letzten Dezenniums zuteil wurden, hätte Gustav Freytag, der

ja von seinem Landsitz Siebleben aus das Herzogtum öfters durchstreifte, in einem „Bild aus der deutschen Vergangenheit“ eine recht anschauliche Schilderung entworfen. Als Engländer komponiert der jetzige Landesherr vermutlich keine Opern — was sein deutscher Vorgänger in seinen Mussestunden mit Vorliebe tat. Somit fehlen dem Ersteren auch wohl die direkten Beziehungen zum Theater.

Warum gerade den berechtigten Forderungen des Musikers gegenüber dieses schwerfällige Begreifenwollen, dieses rätselhafte, misstrauische Zögern? Was für Vorstellungen spuken da noch in hochfeudalen Gehirnen, aber ebenso noch in sonst ganz aufgeklärten, auf ihre freisinnige Denkart nicht wenig stolzen Köpfen? Die vom fahrenden Spielmann, wie er einst fiedelnd und bettelnd auf eigene Gefahr oder im Gefolge heimatloser Komödianten umherzog und froh war, wenn er beim Einsammeln nicht einen Stockschlag mit in den Kauf nehmen musste? Die vom Poeten, der bei der Teilung der Erde von Rechts wegen zu kurz gekommen wäre, da ihm doch Vater Zeus ein Freiquartier im Himmel angeboten hätte? Die vom Sänger, dem das Lied, das aus der Kehle dringt, Lohn sei, der reichlich lohne? Jedem bietet man die Mittel, sich in der Gegenwart, in der „Zeit der schweren Not“, auskömmlich einzurichten; überall beginnen Milch und Honig der sozialen Praxis zu fliessen: weshalb allein auf dem einen Gebiete diese kleinliche Zurückhaltung, die sich nur Schritt für Schritt dürftige Zugeständnisse abringen lässt? In Rücksicht auf das Sinken des Geldwertes, auf die Erhöhung der Lebensmittelpreise, der Wohnungsmieten, der heute auch bei bescheidensten Daseinsgewohnheiten unvermeidlichen Mehrausgaben ist man den Wünschen aller möglichen Berufsklassen nach und nach in ausreichender Weise entgegengekommen: Staats- und Privatbeamte jeder Kategorie, Handlungsangestellte, in den verschiedenartigsten Betrieben beschäftigte Arbeiter sind in den Stand gesetzt worden, sich den Gegebenheiten unseres Jahrhunderts anzupassen. Sogar die Volksschullehrer, die, nachdem sie als die Sieger von Königgrätz gefeiert waren, eine Zeit lang von bildungsfeindlichen Parlamentariern auf den Aussterbeetat gesetzt schienen, werden jetzt wieder vor dem langsamen Verhungern geschützt. Einzig der Orchestermusiker soll sich, mit alten und neuen Sorgen belastet, schwer atmend durchs Dasein weiter kämpfen! Dabei ist noch in Rechnung zu ziehen, dass wohl der Kaufmann, der höhere und niedere Kanzlist, der Sekretär am Schalter, der Tag für Tag Gleichartiges zu erledigen hat, der Handwerker auch bei ungünstiger Disposition und im Bezwingen quälender Gedanken ihr Tagewerk leidlich verrichten können. Dass jedoch der ausübende Künstler, der sich stets über das Mass der allgemeinen bürgerlichen Pflichtbetätigung hinaus anzuspannen hat, um seinem Vortrage fortreissenden Schwung und über-

zeugende Wärme mitzuteilen, bei schlechter, getrübter Stimmung ein verlorener Mann ist. Wer sich an einem sonderlich beweiskräftigen Beispiel recht klar machen will, was der deutsche Idealismus vermag, der muss sich das Bild des stets wieder seine peinigenden Sorgen in der begeisterten Hingabe an die Werke der grossen Meister überwindenden Orchestermusikers vor das innere Auge rücken.

Recht wenige unter den Laien, in deren Hand ja noch zumeist die Entscheidung über Wohl und Wehe des Orchestermusikers gegeben ist, können sich bisher eine bedeutungsschwere Frage vorgelegt haben: wie denn der Lebenslauf eines befähigten, strebsamen Cellisten oder Klarinettisten sich bis zu dem Zeitpunkt gestalte, wo sich der junge Künstler für einen ausgeschriebenen Posten in einem besseren gefestigten Orchesterverband melde und sich den Fährnissen und Zufälligkeiten des üblichen Probespiels aussetze. Anderenfalls wäre schlechterdings keine Erklärung für den befremdlichen Umstand zu finden, dass gerade der Instrumentalist, der für seine Ausbildung verhältnismässig mehr Opfer zu bringen hat als die Vertreter vieler anderer Berufsarten, sich so ziemlich allen nachgesetzt sieht, die in unseren Tagen eine Verbesserung ihres Loses erfahren. Denn schon früh, um das zehnte Jahr herum, muss bei ausgesprochener allgemein musikalischer Begabung und bei einer Anlage zur Entwicklung bestimmter technischer Fertigkeiten mit einem, wenn nutzbringenden, so selten kostenlos oder um geringes Entgelt zu erlangenden Unterricht begonnen werden. Hat dieser die erwünschten Früchte getragen, so folgt einstweilen noch eine lange, für die Erwerbung der nötigen „Spielroutine“ unumgängliche Vorbereitungszeit in der Ausnutzung von kleinen Gelegenheits-Engagements, während deren Dauer der angehende Tonkünstler in der Regel Schulden machen muss, nur um nicht Hunger zu leiden und sich schicklich kleiden zu können. Dazu eine bei leerem Beutel sich meist lange nachschleppende Belastung: „Kostet doch schon allein“, heisst es in einer Eingabe der Mainzer Musiker, „die Anschaffung der Instrumente je nach deren Beschaffenheit drei- bis achthundert Mark — und sie ist durch mindestens sechsjährige Tätigkeit ohne jede Bezahlung erschwert.“ „Bis zwölfhundert Kronen und oft noch höher“ wird diese schwer empfundene Ausgabe in einem Gesuch des Prager Orchesters angeschlagen. Nur wenige Institute, wie beispielsweise die Darmstädter Hofbühne, liefern den Musikern die Instrumente und stehen auch für die Unterhaltungskosten ein.

Nach allem Hoffen und Harren erscheint der ersehnte Tag des Probespieles. Ein Examen, genau so zweckwidrig, wie die mündlichen Prüfungen, durch die sich der Oberprimaner, der mit dem Universitätsstudium fertige Jurist oder Philologe zu winden hat: die Zukunft eines Menschen wird

darauf gestellt, ob er an einem drei Wochen vorher festgesetzten Tage zufällig mit oder ohne Kopfweh aufgewacht ist. Liesse man wenigstens den Kandidaten gleich zu Beginn der Tortur ein paar charakteristische Takte aus einer Opern-Instrumentalstimme blasen oder geigen, anstatt einer Kadenz aus einem mühsam eingetrichterten, reichlich verschimmelten Konzert von Bärmann, Goltermann oder einem anderen Etüdenfabrikanten der Biedermannszeit, bei deren vorletztem Takt der Aufgeregte unter zehn Fällen neunmal unstreitig danebenfährt! Ist er aber zwischen der Scylla des Lampenfiebers und der Charybdis der Intendantenlaunen glücklich ans Ziel gelangt, was winkt ihm dann? Ein „Durchschnittsgehalt" von 1800, 2000, 2400, ja, bei ganz wenigen, an den Fingern einer Hand abzuzählenden Instituten, einschliesslich Wohnungszuschüssen, Vergütung für Mitwirkung bei Kirchenmusik, eventuell Anteil aus dem Reingewinn, den ein Zyklus symphonischer Winterkonzerte abwirft, von — wirklich und wahrhaftig — gegen 3000 Mark oder noch ein wenig mehr. Nur die Konzertmeister, die Halbgötter des Orchesters, die von den Dirigenten sogar in Gedanken mit „Sie" angesprochen werden, und die Harfenisten stehen sich besser. Ein mehr oder minder verzwickt ausgeklügeltes, alle, die ohne Anlage für höhere Mathematik auf die Welt kamen, oft schier chaldäisch anmutendes System von „Aktivitäts-", „Funktions-" oder „Anciennitätszulagen" — arme deutsche Sprache! — bringt dann hier und dort noch eine fortschreitende bescheidene Erhöhung der genannten Beträge zuwege und führt schliesslich zu einem „Höchstgehalt", das indessen für 90 bis 95 % der Mitglieder der in Frage stehenden Orchester ein unerreichbares Phantasiebild bleibt. Fast alle werden pensioniert, ehe sie zu dieser Stufe emporklimmen können. Unter diesen Umständen hat das Höchstgehalt eine unleugbare Ähnlichkeit mit dem von jenem Knecht bei Fritz Reuter so gerühmten Rindfleisch und Pflaumen: „sehr schönes Gericht, aber man bekommt es nicht!"

Nehmen wir an, es handle sich um ein Einkommen von dreitausend und vielleicht einigen hundert Mark. Das geniessen gegenwärtig eine beschränkte Anzahl Mitglieder der Hoforchester von Wien, Berlin, München, Dresden und des Leipziger städtischen Orchesters — meist nur die hervorragenden Solisten. In Ansehung der örtlichen Teuerungsverhältnisse dieser Zentren entspricht das einer Gehaltssumme von 2100—2400 Mark, wie sie die besser gestellten Künstler des städtischen oder vom Theater unterhaltenen Orchesterkörpers einer wohlhabenden Provinzhaupt- oder Industriestadt beziehen. Ist das eine auch nur halbwegs genügende Entlohnung einer Arbeit, die bei höchster Anspannung des gesamten Organismus eminente geistige Werte erzeugt, Werte, denen eine ausserordentliche volksbildnerische Bedeutung beizulegen ist? Wobei ich wiederholt

mit Nachdruck betonen muss, dass ich noch von den „Meistbegünstigten" spreche. Man halte mir nicht entgegen, dass auch Vertreter anderer idealer Berufe, Lehrer, Offiziere der unteren Chargen, Ärzte sich mehrfach mit einem ungefähr gleichen Einkommen schlecht und recht durchschlagen müssen. Ihre Tätigkeit ist denn doch keine so aufreibende, nervenzerrüttende wie die des Orchestermusikers. Sie brauchen nicht, wenn sie ihre Pflichten erfüllen, Stunde für Stunde das Höchstmass seelischer Spannkraft einzusetzen. Sie sind imstande, wenn sie sich auch vom Morgen ab weidlich geplagt haben, sich abends erquickende Raststunden, auffrischende Zerstreuungen zu gönnen; der Orchestermusiker muss um die Zeit sein Bestes geben, wo die Natur nach der Kraftausgabe, welche die Tagestätigkeit bedingt, dem Ausruhen entgegenstrebt. Jene haben endlich die Möglichkeit, erheblich rascher vorwärts zu kommen, und, sofern sie glückliche Anlagen eifrig fördern, bereits auf der Scheitelhöhe des Lebens sich's wohl sein zu lassen. Davon nicht zu reden, dass sie oft durch Heirat zur Wohlhabenheit gelangen — was für den Orchestermusiker einstweilen noch so gut wie ausgeschlossen ist, da er, wie der Künstler überhaupt und gleicherweise der Schriftsteller, in vielen begüterten, sich sonst gern als vorurteilslos aufspielenden bürgerlichen Familien noch als bohémien angesehen wird, und da er auch, andauernd von Nahrungssorgen in Anspruch genommen, vorläufig noch keine Zeit dazu findet, sich die Scheinbildung anzuschminken, die in den gesellschaftlichen Ausstattungsstücken und Vaudevilles unserer Bourgeoisie als das unentbehrlichste Requisit gilt.

Was es besagen will, sich in Wien oder Berlin als Familienvorstand mit 3000 Mark einzurichten, laufende und ausserordentliche Ausgaben zu bestreiten, und dabei, wie das die Vorgesetzten verlangen, nach aussen zu in Erscheinung und Auftreten, im Gehaben von Frau und Kind den Kaiserlichen und Königlichen Beamten, den Königlichen Kammermusikus zu repräsentieren: das brauche ich des Näheren wohl nicht auseinanderzusetzen.

Es gibt jedoch Städte, in denen heutigestags alle unentbehrlichen Lebensbedürfnisse ebenso viel verschlingen, als in den grossen Residenzen, in denen aber das Durchschnittseinkommen des dem Hauptorchesterverband des Ortes angehörigen Mitgliedes ein beträchtlich kleineres ist. Im Folgenden stelle ich zwei Haushaltungspläne zusammen, die ich Eingaben des Frankfurter und des Hamburger Theaterorchesters entnehme. Die Sachlage hat sich, was Frankfurt betrifft, dadurch nicht wesentlich verändert, das dort seit November 1904, mit Rückwirkung bis auf den 1. April 1904, eine Aufbesserung in Kraft getreten ist, die — nicht einmal allen — Mitgliedern eine Steigerung der Bezüge um einige hundert Mark brachte. Zur Deckung der hierdurch entstandenen Mehrausgaben erhöht

von jetzt ab die Stadtverwaltung die Subvention für die Theater-Aktiengesellschaft im Bedarfsfalle bis auf 20000 Mark. Mit Verlaub, das ist verteufelt wenig! Der Gemeinsinn muss in Deutschland noch bedeutend erstarken! Läge eine goldüberflutete Stadt wie Frankfurt in Amerika, so wären von grossherzigen Bürgern bereits einige Stiftungen gemacht worden, deren Zinsertrag es ermöglichte, die Orchestermitglieder als das, was sie sind, als Künstler, nicht als bessere Handwerker zu besolden.

Hier der Plan:

	FRANKFURT	HAMBURG
	Aufstellung vom	
HAUSHALTUNGSPLAN	Januar 1903	November 1903
	Mark	Mark
Wohnungsmiete	600,—	450,—
Holz und Kohlen	60,—	60,—
Beleuchtung	30,—	30,—
Kleidung für Mann und Frau	240,—	240,—
Schuhwerk für Mann und Frau	50,—	30,—
Wäsche (Reinigung, Reparatur und Anschaffung)	120,—	100,—
Kleider, Schuhe, Schulgeld, Bücher für zwei Kinder	250,—	160,—
Steuern	80,—	10,—
Beiträge für Pensions-, Kranken-, Witwenkassen	176,—	80,—
Zeitungen (Tages- und Fachblatt)	15,—	15,—
Dienstmädchen, häusliche Hilfe	—	—
Erholung, Ferienmehrverbrauch	—	—
Taschengeld für Mann und Frau	—	—
Krankheiten, Unfälle in der Familie	—	—
Musiker-Verbandsbeitrag	13,20	—
Kollekten und Ehrungen	10,—	—
Freibilletsteuer und Botenlohn	25,—	—
Schornsteinfeger	8,—	—
SUMMA:	1677,20	1175,—
Durchschnitts-Gesamteinkommen	2327,—	1287,23
Einmalige Sommerbeihilfe	—	175,—
Zusammen:	2327,—	1462,23
Davon ab obige Ausgabe	1677,20	1175,—
Bleiben für Lebensmittel: pro Jahr	649,80	287,23
Oder pro Tag (für vier Köpfe)	1,78	—,78

Schlimm genug, dass der in der vorstehenden Tabelle gekennzeichnete Zustand in der Goethestadt bis zum Jahre 1904 angedauert hat! Dem

Scharfsinn und der volkswirtschaftlichen Einsicht des Lesers bleibe es überlassen, eine Zubusse von 100, 200, in zwei Fällen sogar von 500 Mk. auf die Einzelposten des Planes recht sinngemäss zu verteilen. Es sei noch bemerkt, dass die Frankfurter Musiker sich redlich zu plagen haben, um ihren Bissen Brot zu verdienen. Das Gewandhaus-Orchester zu Leipzig, wo man bisweilen auch noch die Musik, ähnlich wie ein duftiges bräunliches sächsisches Nationalgetränk, nach der Quantität abschätzt, war vom 1. Oktober 1902 bis 1. April 1903 in 130 Bühnenaufführungen beschäftigt, die Frankfurter Korporation innerhalb der gleichen Zeitspanne an 180 beteiligt. Dazu Konzerte und Proben. Das weitere verschweig' ich.

Zur Hamburger Paralleltabelle ist der Vollständigkeit halber noch zu bemerken, dass die Sommerbeihilfe im vergangenen Jahr von 175 auf 200 Mk. gestiegen ist, so dass im Jahre 1904 das Durchschnittseinkommen sich auf 1497,23 Mk. belief. Jene Unterstützung wurde bewilligt, da das Orchester ein Engagement in einem Biergarten, das ihm früher während der Theaterferien vom 1. Juni bis 31. August die materielle Basis gegeben hatte, infolge Besitzwechsels verlor. An seine Stelle trat dort eine Militärkapelle. Eine weitere Erläuterung zu diesem Haushaltungsplan ist nicht von nöten.[1])

Recht lehrreiche, recht betrübende Aufschlüsse gewährt auch ein Gesuch der Orchestermitglieder des Deutschen Landestheaters zu Prag, das sie Ende September 1904 Herrn Direktor Angelo Neumann einreichten. Es heisst da: „Derzeit beziehen von 55 Mitgliedern 52 ein Gehalt von 720 bis 1680 Kronen jährlich, darunter mehrere mit über 20 Dienstjahren. Wenn man von diesem Einkommen in Abzug bringt: Wohnung Kr. 400, Kleidung, Wäsche und Schuhe Kr. 300, Steuer, Agent, Krankenkasse und Pensionsfonds Kr. 150, Heizung und Beleuchtung Kr. 100, Instandhaltung des Instrumentes Kr. 60, Arzt, Musikalien und Fachzeitschrift Kr. 50 — zusammen Kr. 1060: so bleiben den zwei Höchstbezahlten (1680 Kr.) 620 Kr., das ist pro Tag ca. 1 Kr. 70 Heller; den mit 1560 Kr. bleibt pro Tag ca. 1 Kr. 36 Heller; den mit 1320 Kr. pro Tag 72 Heller; den mit 1200 Kr. pro Tag 40 Heller; den mit 1080 Kr. pro Tag 6 Heller für den

[1]) Nach dem Tode Hans von Bülows wurde mir die Ehre zuteil, die Angelegenheiten eines Komitees zu besorgen, das sich die Errichtung eines Denkmals für den dahingeschiedenen Meister in Hamburg zur Aufgabe gesetzt hatte. Das Denkmal hat auf dem Ohlsdorfer Friedhofe seinen Platz gefunden; es ist ein Werk Adolf Hildebrandts, also schlicht, würdig, vornehm. Hätte ich damals gewusst, wie es um die Hamburger Musiker stand, so würde ich den Vorschlag gemacht haben, an Stelle eines Monumentes, im Sinne und zum Gedächtnis Bülows, jenem Orchester, mit dem er kameradschaftlich zusammengewirkt hatte und das er schätzte, eine Ehrengabe zu stiften. Fraglos wären für diesen Zweck von allen Seiten noch ansehnlich höhere Beiträge eingegangen, als die, welche sich zum Denkmalfonds rundeten.

übrigen Lebensbedarf.“ Vergleicht man diesen Haushaltungsplan mit den beiden vom Frankfurter und Hamburger Theaterorchester vorgelegten, so fragt man sich unter anderem, was wohl die Prager Musiker, sofern sie Familie haben, mit ihren Kindern anfangen mögen. Sollten diese bei den an der Moldau und auswärts veranstalteten „Maifestspielen“ in der Statisterie beschäftigt werden? Herr Direktor Angelo Neumann bezeichnet sich mit Vorliebe als einen Apostel Richard Wagners. Als solcher hat er zweifelsohne des Meisters Abhandlung „Entwurf zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters für das Königreich Sachsen“ zu wiederholten Malen mit aller Aufmerksamkeit gelesen. Wagner, der bei allem hochgemuten Idealismus eine starke praktische Ader in sich hatte und aus eigener Kapellmeister-Erfahrung mit dem Leben und Leiden der Instrumentalisten jedweder Leistungsstufe gründlich Bescheid wusste, hat für die Orchesterkräfte einer Bühne von Rang und Ansehen im Jahre 1849 höhere Gehaltssummen gefordert, als sie zu Prag im Jahre 1904 bezahlt wurden. Erwägt man, wieviel gute Sachen sich vor einem halben Säkulum allerorten noch für einen Taler kaufen liessen, wie insbesondere Dresden dazumal der Billigkeit aller „Verbrauchsgüter“ wegen gepriesen wurde, wie die Anforderungen an das Können, an die physische und geistige Arbeitsfähigkeit der Spieler sich inzwischen derart steigerten, dass nicht einmal Wagner mit seiner, zukünftigen Entwicklungen so rasch und treffsicher voraneilenden Phantasie eine Ahnung davon hatte: so muss man es dreifach bedauern, dass Neumann es sich allein auf diesem Gebiete für die spätere Zeit seiner Direktionsführung aufgespart hat, seine Anschauungen mit denen des von ihm hochverehrten Meisters in Einklang zu bringen.

Allerhand Banausen, die mit dem schwunghaften, vorurteilslosen Betrieb eines Holz- oder Nähmaschinen-Handels ihr Schäflein bei Zeiten geschoren oder ins Trockene gebracht haben, auch allerhand Geheimräte, die unentwegt auf dem grünen Tisch die graue Theorie kreiseln lassen, pflegen einen roten Kopf zu bekommen und aufzubegehren, wenn man von der unzureichenden Besoldung der Orchestermusiker spricht: es fehle diesen wahrlich nicht an Gelegenheit zu reichlichem Nebenerwerb! Was doch die Leute gescheit daherreden! Vorerst einmal: es gibt zahlreiche Gruppen von Orchestermusikern, die beim besten Willen, Privatstunden zu geben, nach Lage der Dinge keine Schüler finden können. Wer will, abgesehen von den aus bescheidensten Verhältnissen hervorgehenden Knaben oder Halbwüchsigen, die sich bei einer Stadtpfeiferei verdingen, wer will im Bratschen- und Kontrabassstreichen, im Trompeten-, Posaunen-,

Fagottblasen, im Paukenschlagen Unterricht nehmen? Ehemals gehörte es in der besten Gesellschaft zum guten Ton, sich des glückseligen Flötenspieles zu befleissigen; welcher staatserhaltende Referendar oder Oberleutnant ist heute noch geneigt, zu holder Maienzeit seine Seele dem zarten Rohrinstrument einzuhauchen? Die Klarinette hatte einst ihren gesicherten Posten in der Hausmusik; sie ist aus ihr mit ihren Verwandten durch das unselige, starre, alles musikalische Feingefühl ertötende Klavier verdrängt worden. In den wenigen Städten mit hoher Einwohnerzahl, die ein für alle Lehrfächer sachgemäss versehenes Konservatorium besitzen, wird der erste Vertreter der Oboe, des Hornes, des Fagotts im Königlichen oder grossen Stadttheater-Orchester wohl auch zu einer offiziellen Professur berufen. Was dann gemeiniglich zur Folge hat, dass er notgedrungen entweder seine Lektionen kürzt oder sich bei den Bühnenproben verspätet, hier wie dort aber abgehetzt, müde eintrifft und seine Künstlerschaft nicht voll zu entfalten vermag. Denn niemand kann zween Herrn dienen. Eine auch nur zweiundeinhalbstündige Probe am Vormittag — unter anderem wird aus Mainz von fünfstündigen, aus Wien, Prag und Darmstadt von sechsstündigen Proben berichtet — eine gegenwärtig fast zu den Seltenheiten zählende nur knapp dreistündige Aufführung am Abend: sie erschöpfen, bei ähnlicher Inanspruchnahme an vier, fünf, womöglich sechs Wochentagen, auch die Elastizität eines rüstigen Mannes in den besten Jahren vollkommen. Dazu tritt dann in Dresden, München, Wien, Leipzig noch der entweder nicht besonders honorierte oder mit einer kaum nennenswerten Sonderentschädigung bezahlte Kirchendienst. Wenn nun, was doch in der Regel der Fall, jene an Unterrichtsanstalten tätigen Bläser und ebenso die Violinisten und Cellisten, die noch eher Privatstunden bekommen, gewissenhafte Künstler sind, die hüben und drüben, in der Klasse, im Theater, im Symphoniekonzert, in allen Proben sich nach Kräften bewähren, dann müssen sie binnen kurzem invalid werden, erblicken also das gelobte Land, wo sich die Begnadeten des „Höchstgehaltes“ erfreuen, nicht einmal aus der Ferne. Und bieten sich ihnen wiederum keine Lektionen, wasmassen in jüngster Zeit viele Eltern in berechtigter Wahrnehmung ihrer Interessen erklären, sie wollten ihre Kinder überarbeiteten Musikern zum Unterricht nicht anvertrauen, so können sie ihren Gurt recht fest um den Leib schnallen. Ein schlimmer Zirkel, aus dem nur dadurch herauszukommen ist, dass die Orchestermitglieder mit einem auskömmlichen Gehalt bedacht und somit in den Stand gesetzt werden, auf den problematischen Nebenverdienst durch Stundengeben ganz zu verzichten.

An sich stünde es ja dem ausführenden Musiker offen, Nebenerwerb noch in anderer Form wahrzunehmen. Er kann Noten kopieren, er kann, sofern ihm eine hinlängliche theoretische Bildung zu eigen ist, auch

leichtere Arrangements verfertigen, einen Dilettanten-, einen kleineren Gesangverein leiten, und ähnliches mehr. Nur dass Tonsetzer und Verleger, die schriftliche Arbeiten in Auftrag geben, einen bestimmten Ablieferungstermin innegehalten wissen wollen, und Vereine der gedachten Art sich mit ihren Ensembleübungen und Produktionen an im vornherein festgesetzte Abende zu binden haben — der Orchestermusiker aber nicht Herr der Stunde ist. „Auch müssen wir", heisst es im Memorandum der einer grösseren mitteldeutschen Hofbühne angegliederten Korporation, „nach dem Theatergesetz stets dienstbereit sein und können über unsere freie Zeit niemals im voraus verfügen." Doch nicht allein die Musiker, die abhängig sind vom Theater, vom wechselnden Spielplan und seinen tausend unberechenbaren, durch Krankheiten, Gastdarstellungen, szenische Vorbereitungen bedingten Veränderungen: auch Instrumentalisten, die nur auf dem Konzertpodium tätig sind, haben es oft nicht in der Hand, bindende Verpflichtungen in Bezug auf die Erteilung von Unterricht oder die Übernahme von Schreibwerk einzugehen. Wer dem Berliner philharmonischen, dem Münchner Kaim-, dem Chemnitzer Orchester angehört, hat in einer Reihe von Winter-, bezüglich Frühjahrsmonaten stets die Hand am Kofferschloss. Bedeuteten nur diese Kollektivreisen für den Musiker weiter nichts als den Entgang eines wenn auch nicht leicht zu entbehrenden Nebengewinns! Doch sie zehren, wenn sie sich öfters wiederholen, an seinem Mark. Noch nicht einmal das Schlimmste ist, dass bei der kostspieligen Lebensweise, die das Unterwegssein, das Aus und Ein in den Gasthöfen auch für den Anspruchslosesten mit sich bringen, die Reisediäten — wenn solche überhaupt anfallen —, die Gage, ja selbst die paar zurückgelegten Notgroschen aufgebraucht werden. Schwerer hat der Betroffene an dem Schaden zu tragen, den die harten mit dergleichen Expeditionen untrennbar verbundenen Strapazen den Nerven, dem ganzen Organismus zufügen. Im Januar 1903 machte das Kaim-Orchester eine Tournee durch österreichische und deutsche Städte: über sechstausend Kilometer Personenzug, durchweg mit Benutzung der dritten Klasse! Es wäre im höchsten Grade unbillig, aus diesen und ähnlichen Tatsachen gegen Herrn Hofrat Kaim Vorwürfe herzuleiten. Er ist ein durchaus ideal gesinnter, stets opferbereiter Mann, der unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen Bedeutendes geschaffen hat und seinen Musikern eine wohlwollende, humane Gesinnung keineswegs nur mit leeren Worten bezeigt. Ob er will oder nicht: er muss sein Orchester einstweilen noch reisen lassen, um es überhaupt erhalten zu können. Ergeben sich daraus fühlbare, nachhaltig sich geltend machende Schäden für die Einzelnen, so ist das denen zur Last zu legen, die, wie es längst hätte geschehen sollen, dem Manne, dem Süddeutschland im allgemeinen und München im be-

sonderen zu grossem Danke verpflichtet sind, noch nicht einen angemessenen Teil seiner Bürde abgenommen haben: also in erster Linie dem Magistrat und den Gemeindebevollmächtigten der baierischen Hauptstadt. Kaims schwieriger Situation hat man Rechnung zu tragen. Gar nicht scharf genug ist jedoch die Handlungsweise der Dirigenten und Agenten zu geisseln, die lediglich um des schnöden Geldgewinnes halber in kürzester Frist ein wackeres Orchester von Ort zu Ort hetzen — ohne für derartige ausserordentliche Anstrengungen eine auch nur annähernd genügende materielle Gegenleistung zu bieten. So war der Hofballmusikdirektor Eduard Strauss, der vielen Zuhörern frohe Stunden bereitete, seinen Schutzbefohlenen gegenüber ein schlimmer Blutsauger. Er brachte es fertig, mit seinen Leuten einmal in 40 Tagen 30, ein andermal in 150 Tagen 83 Städte zu bereisen — wobei die Bezahlung derart war, dass verschiedene Mitglieder häufig in den „Herbergen zur Heimat" wohnen mussten, da sie den Preis für ein Unterkommen in einem anständigen Gasthause nicht zu erschwingen vermochten.[1]) Von amerikanischen Managern werden allerdings Ehre und Gesundheit des Orchestermusikers noch geringer angeschlagen: umsomehr Grund für unsere Künstler, allen Lockungen von Agenten, welche die angeblichen Vorteile überseeischer Stellungen und Tournees aufs beredteste herausstreichen, mit grösstem Misstrauen zu begegnen. Etwas honnetter hungert sich's doch noch in Deutschland.

Eine Art Nomadendasein führen auch die Mitglieder der Koburg-Gothaischen Hofkapelle. Von Anfang September bis Neujahr wird in Koburg, von da ab bis Ostern in Gotha gespielt; hierauf folgt noch eine kurze Frühjahrssaison in Koburg. Für die Dauer der Gothaer Spielzeit erhält jedes Mitglied freie Wohnung und Diäten, die eben gerade hinreichen, um die persönlichen Bedürfnisse eines Einzelnen zu bestreiten. Da auch die Jahresgagen im Durchschnitt ausserordentlich niedrige sind, ergibt sich für die Verheirateten, dass, zumal während des ersten Jahresquartals, entweder die Künstler oder ihre zumeist in Koburg ansässigen Familien sich aufs äusserste einschränken müssen. Sich auf einen doppelten Haushalt einzurichten, ist schon für Wohlhabendere kein leichtes Stück — nun gar für mittellose Musiker, die von der Hand in den Mund leben! Deswegen, und der zuweilen hohen Reisekosten halber sind auch die sogenannten Sommerengagements in Bädern für Mitglieder der Orchester kleiner Hoftheater, die mehrere Sommermonate pausieren, nur von bedingtem Wert. Einem relativen Mehr an Einkommen steht unter diesen Umständen ein unvermeidlicher grösserer Verbrauch gegenüber. Ausserdem ist es für jene Musiker fast ausgeschlossen, eine wirklich lohnende Sommerstellung zu erhalten. Die Badedirektionen schliessen nur gern

[1]) Bezeugt durch die Zeitschrift „Das Musikkorps" (Berlin, 21. 7. 1892).

Kontrakte für die sogenannte volle Saison — 1. Mai bis 15. oder 30. September — ab, weisen also selbst tüchtige Kräfte zurück, die sich ihnen für Juni, Juli, August antragen. So werden jene Monate für viele, die ihre Angehörigen nicht darben sehen wollen, zu einer bösen Sorgenzeit. Denn die Hofbureaukratie sagt: wessen Dienste nur für dreiviertel des Jahres in Anspruch genommen werden, der bekommt auch nur für dreiviertel des Jahres zu essen — und die Fürsten, die auf schleunige Abhilfe dringen würden, wenn man ihnen die Sachlage Zug für Zug getreulich darstellte, werden gleicherweise in herzoglichen und in königlichen Residenzen durch ihre vortragenden Räte und Vertrauenspersonen über das Los ihrer Hofmusiker absichtlich im Unklaren gelassen.

Ich höre fragen, warum ich das Orchestermitglied als pater familias in den Vordergrund rücke. Die Unverehelichten könnten sich doch ganz ordentlich durchbringen; und wer zwinge einen armen Teufel zu heiraten und Kinder in die Welt zu setzen? Das ist Gassenweisheit. So lange wir noch die Familie als Grundpfeiler eines geordneten Staatswesens betrachten, so lange darf die Begründung einer solchen nicht erschwert, also nicht vom Nachweis des Vorhandenseins einer auskömmlichen Rente abhängig gemacht werden. Gerade für den Orchestermusiker, der durch seine engen Beziehungen zum Theater, durch den berufsmässig gegebenen Verkehr in öffentlichen Lokalen jeder Art, durch die nicht von seinem Willen abhängige, von Tag zu Tag sich ändernde Arbeitseinteilung mancherlei Versuchungen ausgesetzt bleibt, ist es von zwiefacher Wichtigkeit, an einem Heim, an einer geregelten Häuslichkeit einen moralischen Rückhalt zu besitzen.

Doch auch die Mitglieder der grossen Hof- und Stadttheater-Orchester denken an den Begriff Ferien mit gemischten Gefühlen. Sie ihrerseits, weil die Ruhepause, deren sie dringend benötigen, im allgemeinen zu knapp bemessen ist. Für Korporationen, die eine so bedeutende künstlerische Verantwortlichkeit auf sich lasten haben, die im Laufe des Jahres auf mannigfachen Feldern soviel Energie und Intelligenz bewähren müssen, wie die Münchner Hofmusiker oder die Leipziger Gewandhaus-Garde, wären sechs Wochen Ausrastens sicherlich nicht zu viel. Ist eine derartig lange Unterbrechung im Hinblick auf die unumgängliche Verwertung des sommerlichen Fremdenverkehrs nicht statthaft, so empföhle sich eine Einteilung in der Art, dass etwa vom 15. Juni bis 15. Juli — als während der nachgewiesenermassen schlechtesten Zeit für den Theaterbesuch — und später vom 15.—30. September die Opernvorstellungen eingestellt würden. Billig Denkende werden berücksichtigen, dass unter allen Berufsklassen die des Orchestermusikers in bezug auf Erholung am schlechtesten daran ist. Er

kennt keine Sonntagsruhe, keinen Feiertag. Das sonntäglich gefüllte Haus soll für den Direktor manche schwach besuchte Wochenaufführung wettmachen. Was hilft es viel, wenn die vorzüglichsten Kräfte auch gelegentlich von der Mitwirkung in einer Spieloper entbunden werden, wenn die Solisten sich zwischen dem zweiten und dritten Akt ablösen? Zwei Aufzüge „Meistersinger" oder „Siegfried" sind für den Vertreter der ersten Hornstimme im Rahmen der regelmässigen Jahrestätigkeit einer Bühne gerade genug. Und wer entlastet die „zweite Garnitur" der Bläser und und das Gros der Streicher? Wagner hatte wenige Aufführungen des „Ringes" im Auge, die den Charakter des ganz Aussergewöhnlichen, des Festlichen tragen sollten; die Bühnenleiter werkeln die Tetralogie dutzendweis herunter, weil die „Götterdämmerung" gegenwärtig die höchste Kasseneinnahme verbürgt. Es ist also nicht Wagner, sondern der Direktor, der die Instrumentalisten überanstrengt. Dazu soll, wenn anders das in Frage stehende Institut sich kein Armutszeugnis ausstellen will, ein deutliches Bild vom Schaffen, von den Bestrebungen unserer Tage entworfen, und das ruhmwürdige, noch zu unserem Herzen sprechende Alte von Zeit zu Zeit neueinstudiert werden. Dazu sollen symphonische Konzerte vorbereitet werden, damit die gemeinnützigen Zwecken dienenden Fonds doch einen Notgroschen hergeben, wenn Krankheitsfälle eintreten oder die Familie ihres Ernährers beraubt wird.

All diese gehäufte, vielfach überschwere Arbeit lastet hauptsächlich auf den Schultern der teils zur Not erträglich, teils jammervoll bezahlten Orchester. Und zwischen Frühdienst in der Kirche, Vormittagsprobe, Nachmittagslektion und einer sich womöglich bis gegen Mitternacht hinziehenden abendlichen Aufführung muss schlechterdings noch eine Übungsstunde eingeflickt werden, damit das technische Können auf der Höhe bleibt.

Wo soll das hinaus?

Jede allzustarke, zu lange fortgesetzte moralische und körperliche Anspannung führt mit Notwendigkeit eine Reaktion herbei.

„Es klingt durchaus glaublich" — so las ich in einem Bericht eines Auschusses der zweiten hessischen Kammer mit Bezugnahme auf eine Eingabe der Darmstädter Hofmusiker vom Jahre 1901 — „wenn an einzelnen Fällen dargetan wird, dass häufig ein frühzeitiger Kräfteverbrauch die Berufstätigkeit und damit die Grundlagen der wirtschaftlichen Existenz in Frage stellt." Dieser von einem unbeteiligten, ganz objektiven Beurteiler ausgesprochene Satz fällt noch mehr ins Gewicht, insofern sich bei einem Vergleich ergibt, dass im Opernspielplan des Darmstädter Hoftheaters der Jahre 1900 und 1901 besonders anstrengende Werke eher seltener an der

Reihe waren, als in dem eben diesen Zeitraum ausfüllenden Repertoire anderer Bühnen von ähnlichem Charakter und mit einem ungefähr gleich hohen, will sagen gleich bescheidenen Orchesteretat. In weiteren Kreisen weiss man überhaupt nichts oder so gut wie nichts davon, dass es eigene Instrumentalistenkrankheiten gibt, mit denen auch bei angemessenen Einkommensverhältnissen zu rechnen ist. Durch das ständige Musizieren bei künstlichem Licht werden die Augen leicht angegriffen. Bläser, vornehmlich Hornisten, spüren es, dass sie ihren Lungen sehr viel zumuten und haben oft mit den Zähnen zu tun. Auch Magenleiden sind bei ihnen nichts aussergewöhnliches, insofern Bläser bei vielstündigen Proben sich unter den Pausen mit dem Essen sehr in acht nehmen müssen. Nicht selten kommt die sogenannte Geigerkrankheit vor, eine Nervosität des rechten Armes, die innerhalb kurzer Zeit zur Dienstunfähigkeit führen kann, wenn sich hinlängliche Schonung nicht ermöglichen lässt — womit es vornehmlich seine Schwierigkeiten hat, wenn der Betreffende in einem kleineren Orchester angestellt ist. Dass die Kopfnerven bei ausführenden Musikern aufs stärkste in Mitleidenschaft gezogen werden, dürfte auch dem Laien ohne weiteres einleuchten. Die stete Sorge um haarscharfe, hier und da durch eine verwickelte Rhythmik erschwerte, dazu in der Tonstärke genau abzuwägende Einsätze, das fortwährende Auf und Ab im Durchmessen der Stufenleiter der seelischen Affekte, die vom ersten bis zum letzten Takt mit höchster Sorgfalt zu regelnde geschmeidige Anpassung an den Vortrag des Sängers, den man nicht sieht, sondern mit dem man nur durch das „Medium“ des Kapellmeisters in Verbindung steht: das sind nur einige der Hauptmomente, die eine Anspannung des Nervensystems mit sich bringen, wie sie kaum in irgendeiner anderen menschlichen Tätigkeit verlangt wird. Somit sind die Neurastheniker unter den Orchestermusikern besonders zahlreich zu finden. Alle diese Berufskrankheiten müssen natürlich um so häufiger und um so heftiger auftreten, wenn der Organismus, bei knapper Entlohnung, durch ungenügende Ernährung heruntergekommen, erschöpft ist.

Noch übler steht es erklärlicherweise um die Gesundheit der Musiker, die in der raucherfüllten, verdorbenen Luft von Brauereisälen, Tanzetablissements, Variétés mitunter bis zum grauenden Morgen den Bogen zu führen gezwungen sind. Die Entlohnung: ein Pappenstiel. Und mit einer Anweisung auf die bessere Welt werden im vornherein die ausgestattet, die bei den meisten Badekapellen mitwirken. In ganz oder zu zwei Dritteln offenen Pavillons untergebracht, von dünnen, schlechtschliessenden Vorhängen nicht sowohl geschützt als in der Handhabung der Instrumente behindert, werden sie durch ein barbarisches Herkommen, anders ausgedrückt, durch die grenzenlose Dummheit oder Rücksichtslosigkeit

irgendwelchen Badekommissariates dazu genötigt, jeder Witterung Trotz zu bieten. Ist es schon keine Kleinigkeit, bei einer niedrigen Temperatur im Freien still sitzend eine mechanische Arbeit verrichten zu sollen: wie erst, wenn noch eine geistige Anstrengung dazu kommt! Ich bezeuge, dass ich zu Baden-Baden, Reichenhall, Kissingen, Münster am Stein die Musiker in einem zugigen Kiosk bei acht und sieben Grad Réaumur Frühkonzerte ausführen hörte. Wie viele Schwindsuchtskandidaten mögen darunter gewesen sein?

Hingegen wird mehrfach verlangt, dass diese Vorübungen für einen sibirischen Winterfeldzug in „tadelloser Adjustierung" von statten gehen. Der zähneklappernde, trübselige Tropf, dessen Mittagessen nicht selten aus einem Wecken und einem Stück Wurst besteht, ist gehalten, dem in zwangloser Morgentoilette nach Gefallen hin und her schlendernden, sein Tun gemeiniglich verständnislos angaffenden Badephilister in wohlgebügeltem hohen Seidenhut gegenüberzusitzen. Schaut man sich überhaupt im Kapitel der für Musiker heute noch bestehenden „Kleiderordnungen" ein wenig um, dann trifft man auf Dinge, die bald zum Lachen, bald zum Zorn reizen. O heiliges Mittelalter! Dass Hofmusiker bei Hofkonzerten und anderweitig noch eine Hofuniform zu tragen haben, drückt ihre soziale Stellung insofern gewiss nicht herunter, als ja auch für Zivilbeamte mittlerer, hoher und höchster Rangklassen bei bestimmten Gelegenheiten Degen, Schiffhut und Tressengewand vorgeschrieben sind. Aber wie kann man verlangen, dass ein Familienvater, dessen gesamtes Einkommen 1800 Mark und darunter beträgt, jene goldstarrende Galatracht aus eigener Tasche zahle? Was ist das vollends für eine Unüberlegtheit, einem Musiker, der vor dem kleinsten Einkauf den Pfennig zweimal umkehrt, zuzumuten, bei jeder Vorstellung, ja beim lumpigsten Ballet, in Frack und weisser Kravatte zu spielen? Ob der Herr Generalintendant, der solches verordnet, eine Ahnung davon hat, was die hierdurch bedingten Ausgaben für Wäsche und anderes im Miniaturbudget seines Untergebenen ausmachen? Er würde in keine kleine Erregung geraten, sofern man ihm von seinem Ministergehalt gleich vornweg einen entsprechenden Prozentsatz als Repräsentationsopfer abforderte! Genügt es denn nicht, wenn der Musiker in anständiger, dunkler Kleidung erscheint?[1]) Sollte, was ja mit der Zeit geschehen mag, auch im Wirkungskreise jenes Fanatikers der Etikette das verdeckte Orchester zur Einführung gelangen, so wäre er wohl imstande, einem

[1]) Nicht nur in Hoftheatern besteht der Frackzwang für die Spieler. So müssen auch z. B. im Kursaal von Montreux die Musiker mit dem Gesellschaftsanzug angetan sein. Wie reimt sich das mit den vorurteilslosen Anschauungen, um derentwillen man den Republiken im allgemeinen und der freien Eidgenossenschaft im besonderen die schönsten Komplimente macht?

Musiker, der nach Bayreuther Muster sich's dort von Rechts wegen in Hemdärmeln bequem machte, die „Karzerstrafe" zuzudiktieren — die, gemäss einem nach wie vor in Kraft befindlichen Statut vom Jahre 1845, am fraglichen Institut über Unbotmässige noch verhängt werden kann. Welche Vorstellung hegt dieser bis in die Fingerspitzen ehrenhafte und nichts weniger als unbegabte, aber leider um vier Jahrhunderte zu spät geborene und ganz und gar unmusikalische Chef wohl vom Wesen eines freien, redlichen ausübenden Künstlers, wenn er heutigestags folgenden Ukas bekannt gibt: „Das Aufrücken der Königlichen Kammermusiker in eine höhere Gehaltsklasse wird von nun an nicht mehr lediglich von der Anciennität, sondern auch von ihrem künstlerischen und persönlichen Verhalten abhängen"? Ahnt er nicht, dass er sich mit derartigen Kundmachungen ganz in die Hände von Geschichtenträgern und Gebärdenspähern gibt? Im übrigen leben anscheinend noch andere Intendanten, die schnurrigerweise just den Orchestermusiker als ein in sozialer Hinsicht äusserst rückständiges Individuum betrachten und ihm die ungemeinsten Dinge zutrauen. Im § 78 des Theaterhausgesetzes des Deutschen Bühnenvereins, der doch nur angesehenere Institute umfasst, steht geschrieben: „Im Orchesterraum darf weder gegessen noch getrunken, auch keine Zeitung gelesen und sonst dergleichen vorgenommen werden." Wenn ich dieses köstliche „dergleichen" richtig deute, so hat man darunter zu verstehen, dass auch Kegelschieben, Scheibenschiessen und Velozipedfahren im Orchesterraum verboten sind. Wenigstens während der Vorstellung.

In saurer, oft aufreibender Arbeit früh seine beste Kraft zusetzend, ungenügend entlohnt, von Vorgesetzten bald durch Hochmut, bald durch offensichtlich erkünstelte Freundlichkeit verletzt, von unserer erst seit kurzem zu grösserem Wohlstande gediehenen und deshalb noch kindisch besitzstolzen bürgerlichen Gesellschaft als vermögenslos über die Achsel angesehen, hat der deutsche Orchestermusiker sich zu allem übrigen noch gegen eine sehr empfindliche Konkurrenz zu wehren. Sie macht sich auf verschiedene Weise geltend. Für die grösseren, eine höhere Stufe der Künstlerschaft behauptenden, meist einem Hoftheater angeschlossenen oder von einer städtischen Verwaltung besoldeten Orchesterkörper durch das Eindringen von Ausländern. Für die kleineren, einer festen Organisation entbehrenden, aus ungleichartigen Spielern sich zusammensetzenden und dem Erwerb, wie er sich gerade bietet, nachgehenden Verbände durch die Berufsgenossen in Uniform, die Beamten- und die Lehrlingskapellen. Was das Sicheinnisten von Fremden in angesehene einheimische Korporationen betrifft, so möcht' ich solche Gefahr nicht unter-, aber auch nicht überschätzen. In

den Dutzenden von Mitgliederlisten, die mir vorlagen, fand ich eine allerdings beachtenswerte, aber noch keine Besorgnisse einflössende Zahl slawischer, besonders tschechischer Namen; auch Holländer, Belgier, Skandinavier tauchten auf. Aber der Prozentsatz der Ausländer kann sich in Zukunft steigern, zumal da die Agenten, über deren kosmopolitisch verwaschene Gesinnung und Mangel an Verständnis für deutschen Kunstgeist ja kein Wort zu verlieren ist, sich neuerdings auch mit dem Import und der Empfehlung von Instrumentalisten befassen. Es kommt doch gewisslich nicht nur darauf an, dass der Bläser oder Streicher ein verlässlicher, ein hervorragender Techniker sei: er muss auch von Natur aus die Fähigkeit in sich haben, den Gefühlswerten, der Deklamation des deutschen Vortragsstiles gerecht zu werden — wozu selbst der suggestionskräftigste deutsche Kapellmeister einen Kroaten oder Urböhmen nicht erziehen kann. Freilich haben deutsche Musiker viele Stellen in englischen, amerikanischen, russischen Orchestern inne. Doch die beiden ersteren führen ihren Hörern in der Hauptsache deutsche Musik vor. In die Tschaikowsky'sche Tonkunst aber mit ihrer Mischung von Steppenextrakt, abgestandenen Pariser Parfüms und italienisch-internationaler Rührduselei findet sich der deutsche Instrumentalist wohl ungleich leichter hinein als der Moskowite in Beethoven. Auch darf man nicht vergessen, dass jene Posten in England und anderswo fast alle von einer Saison zur andern kündbar sind, wenn nicht überhaupt nur für eine Unternehmung von der Dauer weniger Monate besetzt werden, dass dazu selbst mit einem auf längere Frist abgeschlossenen Engagement dort keine beruhigende Abmachung für die Zukunft, für die Tage der Erwerbsunfähigkeit verbunden ist. Wogegen der Ausländer, der in ein gefestigtes deutsches Orchester aufgenommen wird, unmittelbar mit seinem Eintritt oder nach Ablauf einer kurzen Probeperiode die Anwartschaft auf Pension erhält.

Über die Konkurrenz der Militär- und Beamtenkapellen ist vornehmlich während der letzten zwei Jahre ein so reichhaltiges Material der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden, dass ich mich in bezug auf dieses Gebiet des mehr negativen Teiles meiner Aufgabe, der Schilderung der vorhandenen Missstände, entschlagen darf. Innerhalb eines weiteren Kapitels, das an dieser Stelle mit Nächstem zum Abdruck gelangen und eine Reihe von unmassgeblichen Vorschlägen zur Besserung der unhaltbaren Lage der Orchestermusiker bringen soll, werde ich auch darzulegen versuchen, welche Figur die Militärkapelle in ihrer heutigen Zusammensetzung macht, welche Rolle sie im Tonleben der Gegenwart spielt, und wie die schwierige Konkurrenzfrage in aller Ruhe einer durch die Logik der Tatsachen vorgezeichneten Lösung entgegenzuführen ist. Für diesmal obliegt es mir noch, über die Konkurrenz durch Lehrlingskapellen, somit auch über diese selbst

und über Verwandtes einige Betrachtungen anzustellen, die in Rücksicht auf den noch verfügbaren Raum kurz ausfallen müssen.

Aus welchen Elementen setzen sich die Lehrlingskapellen zusammen? Wessen Angebot drücken sie herunter, wem zerschneiden sie den Existenzfaden?

Hier steht, hier kämpft Elend gegen Elend. Von Musikern muss nunmehr gesprochen werden, die unter allen die am meisten beklagenswerten sind, weil fortgesetzte Entbehrung und menschenunwürdige Behandlung das Gefühl für das Jammervolle ihres Daseins abgestumpft, wenn nicht erstickt haben — sofern es je rege war.

Ein kleines frostiges Arbeiterheim oder ein überschuldetes Bauerngütchen. Es ist ein derbknochiger Junge da, der, allerhand schlechte Beispiele vor Augen, sich nicht ordentlich mitanstemmen mag. Er wird grösser, er kann denen, bei denen Schmalhans Küchenmeister ist, nicht länger auf der Tasche liegen. Ein ehrsames, schwielenziehendes Handwerk lockt ihn nicht. Der Vetter Franz, der ihm das Harmonikaspielen beibrachte, der hat's gut: er ist Musiker geworden, geigt mit seinem „Direktor" dort herum, wo es gehörig Freibier absetzt, auch Gratiszigarren. Dazu die Mädels . . . Und, wenn er später zum Militär kommt, der Franz, dann braucht er nicht mit dem Schiessprügel zu schuften — dann sitzt er in der prallen Uniform auf der Estrade, schnurrt mit den Kameraden sein Stück ab, wird beklatscht, hernach flott traktiert — heidi! Unser Freund lässt sich also auch zu einem Stadtpfeifer, alias Kapellmeister, in die Lehre tun. Der Lehrherr hat nicht Zeit oder Lust, Unterricht zu geben. Das besorgt der Grossbursche. Natürlich nur dann, wenn der Neueingetretene nicht etwa für irgendwelche häusliche Verrichtungen eingespannt ist. Gibt's keinen Kohl zu putzen, keine Kinder zu wiegen, dann eignet er sich mit Ach und Krach die Technik eines Blasinstrumentes, dazu auch soviel Violinkratzen an, dass es für einen Kirmeswalzer ausreicht. Danach zieht er, als fertiges Mitglied der Bande, in Bier- und Balllokalen oder zu Tanzgelegenheiten auf die Dörfer mit herum, muss sich der für den jungen Körper notwendigen Nachtruhe entwöhnen, wird mit dem vertraut, was gerade noch gefehlt hat, um alle schlechten Instinkte in ihm aufzustacheln, ruiniert sich geistig und physisch, ehe er Mann geworden ist. Ohne moralischen Halt, besitzt er nicht den Mut, dem Lehrherrn gegenüberzutreten, sich einen auch nur bescheidenen Lohngroschen auszubedingen. Er wird weiter mit geschleppt, von Kneipe zu Kneipe, von Jahr zu Jahr . . . Allgemach zerrinnt der schöne Traum von der schmucken Uniform, der späteren Zivilversorgung, dem Auftrumpfenkönnen vor Vettern und Basen. Das Dasein ist nur noch ein stumpfes, dumpfes Vegetieren, aus dem er höchstens einmal aufgeschreckt wird,

wenn ein roherer Leidensgenosse mit einem Rippenstoss dareinfährt. In der Perspektive: das Armenhaus, das Hospital. Der Lehrherr aber hat wieder einmal eine billige Kraft gewonnen. Und sobald er eine Anzahl solcher billiger Kräfte beisammen und aneinandergekoppelt hat, ist er natürlich imstande, bei Gastwirten, kleineren Vereinen, Besitzern von Vergnügungslokalen die Leiter solcher Kapellen zu unterbieten, die fertig ausgebildete Spieler engagieren und ihnen wenigstens eine dürftige Entlohnung bieten müssen. — Fraglos gibt es auch hier und da einen redlichen, sich seiner Verantwortlichkeit bewussten Prinzipal. Doch ich hatte den typischen Fall zu schildern.

Jetzt zu denen, die von den Lehrlingskapellen an die Wand gedrückt werden. Nehmen wir einige Bände der „Deutschen Musiker-Zeitung“ zur Hand und gehen wir die Anzeigen durch. „Städtische Musikdirektoren“ oder handfeste Routiniers, die sich beliebige, von Niemand bestrittene Titel beilegen, suchen in Orten bis um die 20 000 Einwohner erste Klarinettisten, erste Trompeter, die zugleich gute Geiger sein müssen, für ein Monatsgehalt von durchschnittlich 60 Mark. Nicht oft darüber. Dann aber werden merkwürdige Ansprüche erhoben. Eine Gage von sage und schreibe 75 Mark stellt der Stabschwinger im freundlichen, nahrhaften Göppingen einem „ersten Geiger“ in Aussicht, der „ordentlicher Klavierspieler ist und bei Blasmusik beliebiges Blechinstrument übernehmen kann“. Weiter nichts! Wie man mit einem durch Privatstunden und anderem unregelmässigen Nebenverdienst nur selten sonderlich erhöhten Grundeinkommen von 720 bis 900 Mark leidlich zu leben, sich anständig zu kleiden, und eventuell noch eine Familie zu erhalten vermag — selbst die billigsten Lebensmittelpreise und niedrigsten Wohnungsmieten vorausgesetzt, die gegenwärtig im Deutschen Reiche zu verbuchen sind —: das wird Vielen ein Rätsel sein. Doch auch diese Musiker sind noch glücklich zu preisen, wenn man ihr Los mit dem der zu vielen, vielen Hunderten zählenden Ärmsten vergleicht, die, oft mit einem vorzüglichen Zeugnis von einem namhaften Konservatorium entlassen, sich für ein Durchschnittsgehalt von 30 Mark monatlich und die Zusicherung „guter freier Station“ verkaufen, um nicht mit dem Hut in der Hand am Strassenrande betteln zu müssen.

Was hat man unter „freier Station“ zu verstehen? Hier ein Auszug aus den mir zur Verfügung gestellten schlichten Aufzeichnungen eines vertrauenswürdigen Mannes, der jetzt darum froh ist, bei magerer Kost sich doch wieder als Mensch zu fühlen, nachdem es ihm beschieden war, jahrelang alle Bitternis des Elends auszuschöpfen. „In Bünde i. W., Kapellmeister . . . , mussten wir, unserer zwölf, zu je sechs Mann mit drei Betten und zwei Kammern vorlieb nehmen, deren Höhe 1,65 Meter

betrug. Verschiedene erkrankten. Gesunde und Kranke schliefen alsdann im gleichen Bett. Ein Kollege wurde endlich ins Hospital aufgenommen, wo er nach wenigen Tagen an Unterleibsschwindsucht starb. Ein Lungenkranker erhielt die Entlassung; zwei Monate hatte er mit einem Gesunden das Bett geteilt. Die Kost war schlecht . . ." In Egeln bei Magdeburg, Kapellmeister . . ., schliefen wir zu zwölf Mann in einem elenden Raum, dessen Fussboden seit Jahren nicht gescheuert war. Mein Bett hatte schon mein Vorgänger drei Monate benutzt. Dann habe ich es 14 Tage gebraucht — und danach das Engagement aufgegeben. Die Beköstigung war miserabel. Unsere Waschung mussten wir morgens im Hofe unter freiem Himmel vornehmen . . ." „Bei Herrn Kapellmeister . . . hatten wir Kellnerdienste zu verrichten. Der servierende Kollege steckte sich aus guten Gründen auf dem Weg von der Küche nach dem Speiseraum die Taschen voll Kartoffeln; wenn er dann ins Zimmer trat, wurde er förmlich überfallen. Übrigens gab es für uns meist erst um vier Uhr Mittag. Vorher wurde geprobt . . ."

Wenn es „Enterbte" gibt, so sind es diese Musiker. Wer nicht nur im behaglichen Zimmer wohlgefügte Berichte über glänzende Hoftheater-Vorstellungen geschrieben, sondern sich draussen in der Welt umgetan hat, wird mir bestätigen, dass mein Gewährsmann die Farben wahrlich nicht zu stark aufträgt. Dennoch fehlt es nicht an Prinzipienreitern, die meinen, man müsse „auch auf diesen Gebieten das freie Spiel der Kräfte walten lassen". Niemandem dürfe das Recht verschränkt werden, sich so viele Lehrlinge und Gehilfen zu halten, als er wolle, sie so zu beschäftigen, wie es ihm gutdünke, sie abzufinden, wie es ihm behage. Niemand brauche sich von einem städtischen oder genossenschaftlich gewählten Inspektor daraufhin kontrollieren zu lassen, ob die freie Station, die er kontraktlich zusichere, auch menschenwürdig sei. Keiner habe drein zu reden, wenn in einem von zwei Parteien unter erstaunlich ungleichen Bedingungen geführten Konkurrenzkampf Tausenden das Messer an die Kehle gesetzt werde, wenn Tausende stürben und verdürben, deren Hinsiechen doch wohl auch einen Verlust für die Volkskraft bedeutet. Um alles in der Welt: das erste, wichtigste Grundrecht des Individuums sei es doch, ungestört seinem Erwerbe nachgehen zu können! Man beklage es, dass jeder Stümper und Schwindler, ohne Einspruch zu befürchten, nach Gefallen zwei, drei Konservatorien eröffne und dazu beitrage, dass ein ausgedehntes Musikerproletariat entstehe, für das es an Erwerbsgelegenheit mangele. Wer zwinge denn die Eltern, ihre Kinder solchen Leuten zu überantworten? Solle vielleicht jedem Einwohner ein Gensdarm als treuer Eckart beigegeben werden? Seien ferner unter den Hunderten von Leitern improvisierter Musikschulen nicht auch einige redliche Männer mit tüchtiger

Vorbildung? Wolle man diese zugleich mit den unredlichen treffen, durch einen Befähigungsnachweis schikanieren? Unterbände man den Unternehmungsgeist mehr und mehr, so würde schliesslich niemand sich vom Flecke rühren — und Deutschland fraglos zurückgehen! Und man hielte sich darüber auf, dass auch die unter Regierungsfittigen ihre Wirksamkeit entfaltenden Unterrichtsanstalten für Musik eine Unzahl von Eleven ohne gründlichere Vorprüfung aufnähmen, durch die Kurse peitschten, sie selbst bei ganz ungenügendem Können mit günstigen Reifezeugnissen verabschiedeten — um Platz für neue zahlende Schüler zu gewinnen? Ja, wenn diese staatlichen Akademieen nicht ordentlich Geld herauswirtschafteten, dann müsse doch die Steuerschraube noch stärker angezogen werden! Unglaubliche Zumutung! Das Proletariat, die stellenlos Herumlungernden, Hungernden, den Hass und die Erbitterung gegen alle Bessergestellten Schürenden: mit denen werde man schon fertig werden. Dazu gebe es Gewehre und Kanonen. Das fehle fürwahr noch, dass der unerträgliche Obervormund, der Staat, seine Nase rechts und links in das musikalische Bildungswesen hineinstecke!

Er wird es dennoch tun, meine Verehrtesten. Auch auf diesem Gebiete wird ein Stück notwendiger sozialer Gesetzgebung durchgeführt werden, ohne dass wir uns zu Bebelianern wandeln, ohne dass wir einer regsamen, loyalen Unternehmungslust das Lebenslicht ausblasen, ohne dass Deutschland zurückgeht. Was ist der Staat? Für grosse Kinder und für Selbstsüchtige, die des rechten Gemeinsinns entbehren: ein Phantom — der schwarze Mann, der in alles dreinredet, alles tyrannisiert, alles an sich rafft. Für Verständige: weiter nichts als die Gesamtheit der Bürger. Der Gesamtheit muss aber daran gelegen sein, dass offene, schwärende Wunden, die sich an ihrem Körper gebildet haben, in sorgsamer, geduldiger Pflege ausgeheilt werden. Denn sonst fressen sie weiter.

Ein Schlussartikel folgt im Tonkünstlerfest-Heft (II. Mai-Heft)